



(Nachdruck verboten.)

Die Herren von Buntſchloß.

19] Roman von E. v. Wald-Bedtwig.

„Nun, wie Du wiſt.“ Langſam ſich erhebend, richtete ſie den Blick todesmatt auf ihn und ſchwankte wie Jemand, der entſchloſſen iſt, das Aeußerſte zu wagen, hinaus.

Archibald preßte die Hand gegen das Herz, hätte er nicht längſt gemußt, wie es um die Beiden ſtand, jetzt würde ihm kein Zweifel geblieben ſein.

„Mutter, geliebte Mutter,“ damit beugte ſich Archibald zu der Leiche nieder, während Ludowica hinter dem dunkelrothen Sammetvorhang verſchwand, der die Thür des Nebenzimmers abſchloß. Das daranstoßende Kabinet war leer. Ludowica blieb ſtehen und rang nach Faſſung. Hinter jener Flügelthür harrte Ralf, es dünkte ihr ſo ſchwer, ſie zu öffnen. — Zagennd that ſie es.

„Ludo — — Fräulein — — Gar — — Fräulein Ludowica.“ Ralfs Jugendmuth war wie ein Nichts verſchwunden, als er ſo unerwartet vor der Geliebten ſtand.

„Wir haben Alle einen ſchweren Verluſt zu beklagen,“ ſagte Ludowica endlich. „Herr Archibald von Buntſchloß iſt noch zu tief erſchüttert von dem unerzehligen Verluſt, um Sie zu ſprechen und hat mich beauftragt, die für ihn beſtimmten Beileidsbezeugungen in Empfang zu nehmen.“

Sie hatte keinen Blick auf Ralf gerichtet, ſondern ſtarr an ihm vorbeigesehen. Ihre Worte klangen ſteif, gemacht, als hätte ſie dieſelben vorher aufgeschrieben und auswendig gelernt. Ralf nickte nur ſtumm mit dem Kopfe, Ludowica aber fuhr, ſich überſtürzend, fort:

„Ich habe auch unendlich viel verloren — die Baronin war mir eine zweite Mutter — ich bin ſehr, ſehr betrübt — nun, ſie iſt im Himmel gut gebettet.“

„Mein armes, liebes Fräulein,“ flüſterte Ralf und wollte ihre Hand ergreifen, aber ſie entzog ſie ihm kurz und machte Anſtalt, ſich zu erheben.

„Meine Zeit, Sie können ſich das denken, Herr von Buntſchloß, iſt ſehr in Anſpruch genommen.“

„Ludowica!“ ſtieß Ralf plötzlich hervor.

„Rühren Sie mich nicht an,“ kam es leiſe, doch feſt entſchloſſen von Ludowicas bleichen Lippen.

„Ludowica — es iſt nicht möglich — Mädchen — Mädchen, Du liebiſt mich doch!“

„Nein,“ hauchte ſie kaum hörbar und verließ das Zimmer in entgegengeſetzter Richtung, wie ſie gekommen war. Ralf glied einer Statue, er hörte, wie ſich die Thür hinter ihr ſchloß, und war allein. Aber drinnen — in dem Nebenzimmer — was war das? — Ralfs Ohr lag an der Spalte der Thür. „Sie weint — — ſie ſchluchzt — —“ Er riß ſie auf — — ein Satz und er ſtand neben ihr — — „Ludowica“, ſein Arm lag ſanft um ihrer herrlichen Geſtalt. „Ich liebe Dich — — Du liebiſt mich — — ich weiß es — — ich fühle es ja. Sei mein — — ſei mein.“

„Es kann nicht ſein, ſei barmherzig, Ralf.“ Ihre Glieder ſtoben, der Allgewalt der Liebe folgend, lehnte ſie ihr Haupt an ſeine Bruſt.

„Warum nicht, Ludowica?“

„Frage nicht — nur das nicht, Ralf — — laß Dir genügen — —“

„Daß Du mich liebiſt?“

„Ja — — und dennoch — — — — — dennoch — — —“

Sie wankte, ihre körperlichen und ſeellichen Kräfte waren

erſchöpft, ohnmächtig lag ſie in Ralfs Armen, der ſie ſanft auf dem Ruhebett der ſeltigen Baronin niedergleiten ließ. Wie Schön ſie war! Einen Augenblick ruhten Ralfs Augen noch mit Entzücken auf dieſer reizenden Geſtalt, dann eilte er hinaus, um die Poſe der Baronin herbeizurufen, und verließ das Schloß. Ihren und Archibalds Bemühungen gelang es, die Ohnmächtige zum Bewußtſein zurückzubringen.

„Archibald,“ hauchte Ludowica, als ſie die Augen aufſchlug.

„Es waren der Gemüthsbewegungen zu viele für Dich, Ludowica.“

Sie ſah ihn mit großen, erſchrockenen Augen an, wußte er, was ſich eben zugetragen hatte?

Nein! Wie ſollte er? Er dachte nur an den Schmerz, den ihr der Heimgang der Baronin bereitet hatte, und ſie nickte ſtumm mit dem Kopfe.

„Es iſt mir ſchon wohler. Laß mich nur nach Hauſe gehen.“

„Ich werde Dich begleiten.“

„Wie Du wiſt, Archibald.“

Beide begaben ſich zur Pfarre. Als ſie den bunten Blumenweg entlang ſchritten, begegnete ihnen in Begleitung des Paſtoren Vetter Heinrich.

„Ich höre eben von unſerm Pfarrer, daß Ihre Mutter geſtorben iſt; das thut mir leid, höllisch leid, Herr Vetter.“ Es klang beinahe komiſch, wie er dies ſagte, aber Archibald dankte mit einigen förmlichen Worten.

„Ich war eben hier,“ fuhr Baron Heinrich, ſichtlich froh, daß dieſes unbequeme Thema nun erledigt war, fort, „und wollte Sie mit Ihrem Vater und der alten Tante einladen, meine neue Einrichtung einmal anzugucken.“

Ludowica hätte in die Erde ſinken mögen, aber ſie nahm ſich zuſammen, mußte ſie doch dieſem Manne viel zu Gute halten. „Sehr freundlich, in einiger Zeit, wenn die Beerbigung und die erſte traurige Zeit erſt vorüber ſein wird, kommen wir gern.“

„Na, das hat doch damit nichts zu thun, und ſo viel Zeit bleibt doch noch allemal.“

„Wir ſind aber jetzt nicht in der Stimmung, Herr Baron,“ entgegnete Ludowica. Heinrich machte ein ſehr verdrießliches Geſicht, Archibald beſprach mit dem Paſtor die demnächſt ſtattfindende Beſetzung, und ſo war Ludowica gezwungen, die faſten groben Schmeicheleien Heinrichs und deſſen großhueriſche Prahlereien über die neue Einrichtung mit anzuhören. — Endlich erlöſte ſie Tante Beate, und ſie entfernte ſich, gefolgt von den heißen Blicken Heinrichs, der jetzt der erſtaunt darenin ſchauenden Tante Beate erklärte, daß er Ludowica heirathen wollte.

„In ſo ein Schloß gehört eine Frau — — fein iſt es geworden — Sie werden die Augen aufreißen, Fräulein — ja, das werden Sie. Und ein Heibengeld hat's gekoſtet, nun dazu iſt es ja da. Sagen Sie's nur dem Mädchen, wenn ſie nur Ernst merkt — wird ſie mich ſchon mit anderen Augen anſehen, wie jetzt. Der ſchöne Ralf nimmt ſie doch nicht — der hat überhaupt eine ganz Andere.“

Heinrich brach kurz ab, denn er entſann ſich jetzt, daß ſie ihn verpflichtet hatte, Nichts von ihrem Anſenke in Bröckelberg zu ſagen; ſie wollte allein und ſelbſtändig handeln.

Fräulein Beate ſtürzte aus einer Verlegenheit in die andere. Sie fand ja den Gedanken, Ludowica als reiche Frau von Buntſchloß zu ſehen, an ſich recht annehmbar, kannte ſie aber wie zu genau, um nicht zu wiſſen, daß ſie niemals einwilligen würde, die Gattin dieſes Mannes zu werden. Theilte ſie dieſe Anſicht auch vollkommen, ſo fand ſie doch nicht den Muth, Heinrichs unaebundene, großhueriſche Reden zu unterbrechen und hörte ſie

mit widerstrebender Ungebuld an. — Endlich entfernte er sich, als Karl Oriebele ihn abrief.

Ralf glich einem Schatten. Bald jubelte sein Herz. „Sie liebt mich! Sie gestand es mir!“ Und dann stürmte es ihm wehleidig durch Herz und Hirn: „Und sie will doch nicht die Meinige sein. Was kann sie abhalten?“ Halb in Hoffnung, halb in Niedergeschlagenheit beschloß er, wenn die Trauerfeierlichkeiten vorüber waren, mit Archibald, dem sie ja ihre geheimsten Gedanken zu vertrauen pflegte, ein offenes Wort zu sprechen.

Einige Tage später erfolgte die Beisetzung der Leiche Bernhardenens in der Schloßkapelle. Ihren letzten Bestimmungen gemäß fand dieselbe ohne jedes Gepränge statt, nur die allernächsten Verwandten und Freunde hatten sich eingestellt. Prediger Carsten sprach die Grabrede, dann schloß sich die eiserne Pforte des Gewölbes. Archibald stieg als Letzter die Treppe hinauf, in dem dumpfen Gefühle, daß er der Erste sein würde, für den sich diese Thür wieder öffnen würde.

Es folgten stille Tage, die Nachwirkungen des Todes lasteten noch auf dem großen Schlosse; nur im gelben Flügel tönten noch immer die Hammerschläge der Arbeiter und erklang zuweilen ein lustiges Lied der Gefellen. Auf Ralf wirkte diese feierliche Stimmung besonders niederdrückend, eine ihm sonst fremde Melancholie bemächtigte sich seiner und ein längeres Verweilen auf Buntschloß schien ihm eine Unmöglichkeit. Was sollte er auch hier, da sein Herzenswunsch sich nicht erfüllen sollte?

„Beter Archibald, ich bin mit mir einig, ich gehe zum Regimente zurück,“ theilte er diesem mit, als er ihn allein im Garten traf.

„Bleiben Sie, diese Einsamkeit wird Ihnen lieb werden, Ralf. Machen Sie sich zu thun, es eröffnet sich Ihnen ja ein so erprießliches Feld der Thätigkeit.“

Ralf schüttelte betrübt den Kopf, das Geheimniß seiner Liebe drückte ihm ja fast das Herz ab. „Warum soll ich nicht offen gegen Sie sein, Beter,“ sagte er endlich. „Es ist nicht allein die Einsamkeit, die mir hier den Aufenthalt verleidet. — Ich liebe — werde wieder geliebt und dennoch verachtet.“

„Ludowica,“ flüsterte Archibald, als spräche er im Traum.

„So ist es.“ Archibald erhob sich plötzlich mit einer Kraft und einer Energie, die man ihm bei seiner geschwächten Gesundheit und seinem zarten Gliederbau nicht zugetraut hätte, und legte die Hand fest auf Ralfs Schulter. „Bleiben Sie, harren Sie aus — die Zeit wird kommen, wo dieses Mädchen anders denken wird.“

„Nein — nein.“ „Sie kommt,“ gab Archibald zuversichtlich zurück und ging.

Es war der erste Sonntag nach der Beerdigung der Baronin und das sonst so stille Schloß belebte sich außergewöhnlich. Das ganze Dorf, viele Herrschaften und Landleute der Umgegend kamen zur Kirche, wo Pfarrer Carsten die Gedächtnisfeier für die Entschlafene hielt.

Die drei Vettern Buntschloß saßen in dem großen, kunstvoll aus Holz geschnitten, mit Wappenschildern geschmückten Freiherrnstuhl, diesem gegenüber in dem Pastorenstand Ludowica und Tante Beate; das ganze Kirchenschiff war gefüllt, alle Besucher schwarz gekleidet und über dem Altar hing die mit Silber geschnittene Trauerdecke.

Ludowica, umwallt von einem schwarzen Schleier, glich einer still leidenden Madonna. Den drei Vettern entging dies nicht und alle Drei fühlten sich, wenn auch unendlich verschieden in ihrer Art, zu Ludowica mehr denn je hingezogen. Archibald zeigte es am wenigsten, nur zuweilen flog sein Blick schüchtern zu ihr hinüber. Heinrich glogte sie dreist und unverschämt an, während Ralfs Augen von Zeit zu Zeit mit stillem Entzücken auf ihrem rosigen Gesichte ruhten.

Ludowica fühlte das, und wenn sie sich auch alle Mühe gab, andächtig zu sein und die Liber nicht von dem Gesangbuch oder der Brüstung ihres Kirchenstuhles zu heben, so schlug sie endlich — endlich doch die Augen auf und traf Ralfs suchende Blicke.

Das bemerkte Baron Heinrich mit aufsteigender Wuth und die gleichen Gefühle bewegten Fiffs Brust, die sich, die günstige Gelegenheit, daß heute so viele fremde Menschen von Archibald die Schloßkirche besuchen würden, benutzend, heim-

lich eingefunden und sich so gesezt hatte, daß sie die Pastorentochter und Ralf beobachten konnte, ohne von ihnen gesehen zu werden.

„Sie ist schön, ja, das ist sie, und was mehr besagt, sie besitzt jene tugendhafte, fromme Schönheit, der besonders Lebensmänner, deren Meinung über die Frauen eine nicht allzu hohe ist, unwiderrüchlich unterliegen.“ Fifi sagte sich das mit kalter Ruhe und der Wollust der Selbstzufriedenheit, um sich zu entschuldigendem Vorgehen aufzutacheln.

Kaum war der Gottesdienst beendet, so huschte sie unermert wieder hinaus, mischte sich unter die Landleute und ging nach Bröfelberg zurück. Noch an demselben Tage erhielt Baron Heinrich ein Briefchen von ihr. „Ich komme morgen Nachmittag mit einigen Herrschaften, die auch hier in Pension sind, um mir dein Schloß anzusehen. Kenne mich nicht, ich werde schon einen Augenblick finden, um Dich ungestört zu sprechen. Fifi. Verbrenne den Brief.“

„Aha — — jetzt kommt sie und wird dem Vetter Ralf sammt seiner Ludowica ein Licht aufstecken und dann — ha — ha — ha —“ Heinrich lachte höhnisch, denn die Entlarvung Ralfs dünkte ihm für sich gleichbedeutend mit dem Besitz Ludowicas.

„Sehr angenehm,“ lautete die Antwort, welche der Bote Fifi zurückbrachte.

Am folgenden Nachmittag stellte sich, wie dies im Sommer zuweilen zu geschehen pflegte, eine zahlreiche Gesellschaft von Bröfelberg ein, die sich das Schloß anzusehen wünschte. Der Kastellan suchte die Ahjeln. „Alle Flügel sind bewohnt, ich weiß nicht, ob — —“

„Wir wollen nur den gelben sehen, er soll ja prächtig hergerichtet sein,“ warf sich Fifi sogleich ins Mittel und drückte dem Alten ein anständiges Trinkgeld in die Hand. „Fragen Sie nur den Herrn Baron, er wird es schon gestalten.“

„Da kommt er selbst,“ entgegnete der Kastellan. „So, daß ist er also?“ sagte Fifi und ging auf Baron Heinrich zu, ihm wie eine ganz Fremde ihre Bitte vortragend.

„Natürlich, kommen Sie man,“ damit geleitete Heinrich die Herrschaften in das Schloß.

„Bring mich mit dieser Ludowica zusammen, Ralf darf mich nicht sehen, ich muß sie aber kennen lernen,“ raunte Fifi Heinrich zu, ihn von den Uebrigen fern haltend.

„Ja, wie soll ich denn?“ „Sit hier nicht eine Kirche zu sehen? Wir gehen hin, wir bitten den Pastor, sie uns zu zeigen, da macht sich das schon.“

So unangenehm dies auch Heinrich war, so gab er endlich doch nach und der Pfarrer und Ludowica waren nicht wenig erfreut, als sie die vielen fremden Menschen unter Baron Heinrichs Führung durch den Garten auf das Haus zuschreiten sahen.

„Hier ist eine Bröfelberger Gesellschaft, Herr Pastor, die durchaus die Dorfkirche sehen will. Ich weiß nicht, ob der alte Rastan was Sehenswerthes hat, nun, aber des Menschen Wille ist ja bekanntlich sein Himmelreich,“ wandte sich Heinrich an den alten Herrn, der mit seiner Tochter und Tante Beate vor der Thüre saß.

„Gern — gern — — unser Gotteshaus hat eine herrliche Kanzel aufzuweisen, eine Holzschneiderei von alter Nürnberger Arbeit aus dem 14. Jahrhundert, dann sind mehrere Ahnenbilder aus Ihrem hohen Hause zu sehen, Herr Baron. Der Küster ist nicht zugegen, ich werde mir eine Freude daraus machen, die Herrschaften selbst hineinzuführen. Ludowica, mein Kind, ich bitte Dich um die Schlüssel,“ antwortete Carsten, hoch erfreut, seine Kirchenherrlichkeiten zeigen und erklären zu können.

Ludowica ging zur Thür. „Nun machen wir Ihnen noch Umstände, mein Fräulein,“ wandte in diesem Augenblick Fifi entschuldigend an sie, indem sie sie ein Stück begleitete und die wenigen Stufen, welche zum Pfarrhause führten, mit hinaufstieg. „Was hat man hier für einen reizenden Blick über den Garten — — und dort das bunte, seltsame Schloß — — der alte Bart — — ach und da das liebliche, friedliche Dorf! Wenn Sie erlauben, so warte ich hier, bis Sie zurückkommen, und labe mich an dieser malerischen Aussicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Königin Marie Christine.

In Spanien wächst die Volksaufregung über den unglücklichen Fortgang des Kriegs mit Amerika. Wie immer in solchen Fällen, deren die Geschichte mehrere kennt, fragt der Zorn der Menge nicht nach den tieferen Gründen und den eigentlichen Urhebern der erlittenen Niederlagen, sondern wendet sich blindlings gegen die Krone, der sie als höchster und sichtbarster Verkörperung der Regierungsgewalt nicht immer für alles Wohl, wohl aber für jedes Wehe des Landes ohne Weiteres die unmittelbare Verantwortung zuschiebt. Unwillkürlich richten sich daher die Blicke der Welt theilnehmend auf die außerordentliche Frau, die als Regentin im Namen ihres minderjährigen Sohnes berufen ist, inmitten der Wogen des Volksunwillens den Thron in Madrid vor zu starkem Anprall zu schützen. Ein Mitarbeiter des „Berliner Lokal-Anzeiger“ schreibt darüber:

Das Jahr 1879 näherte sich seinem Ende. Seit länger als einem Jahre bereits trauerte der König von Spanien, Alfons XII., um seine Gemahlin Mercedes, mit der er kaum sechs Monate verbunden gewesen war, als ein früher Tod sie ihm entriß. Der Thron war ohne Erben, die Staatsraison gebot also eine Neuvermählung des königlichen Wittwers. Seine Wahl fiel auf die zwanzigjährige Erzherzogin Marie Christine, eine Nichte des Kaisers von Oesterreich, die die Werbung annahm. Bald darauf sahen die Spanier in ihre Hauptstadt ein zierliches, elegantes, junges Mädchen einziehen, ohne besondere Schönheit, aber voller Liebreiz; ihre zukünftige Königin. Sie gefiel ihnen, wie sie dem Könige gefiel, weil aus ihren sympathischen Zügen und ihren sanften Augen zwar keine durchdringende Verstandeskraft, wohl aber große Herzensgüte sprach. Am 29. November fand die Hochzeit des Königs-paares statt, ihr folgten sechs glückliche Ehejahre, während deren Marie Christine ihrem Gatten zwei Töchterchen schenkte. Das Herz des Königs genas von dem Kummer um die Verstorbene unter dem sonnigen Schimmer der sich stets gleich bleibenden Heiterkeit seiner jungen Gemahlin. Ein bischen unbedeutend nannte sie dieser oder jener Mäkler. Marie Christine hielt sich, in dem ausschließlichen Streben, ihres Mannes und der Landes-Kinder Sympathien zu gewinnen, von Staatsgeschäften völlig fern, und daraus zog Mancher voreilig einen ungünstigen Schluß auf den Umfang ihres geistigen Gesichtskreises.

Gegen Ende des Jahres 1885 erregte die offizielle Befanntmachung der bevorstehenden dritten Entbindung der Königin die allgemeine freudige Hoffnung auf die Geburt eines Kronprinzen; da zogen sich drohende Wolken am heiteren Himmel dieser Ehe zusammen. König Alfons XII. erkrankte plötzlich und starb am 25. November in den Armen seiner unglücklichen Gemahlin. Die Schadenfreude und die erwartungs-volle Erregung in den Kreisen der karlistischen und republikanischen Partei waren ebenso groß, wie die Niedergeschlagenheit und Bestürzung unter den Anhängern des legitimen Königshauses. Was sollte aus der Monarchie werden? Die Verfassung erklärte Marie Christine zur Regentin. Was aber durfte man von der Staatsleitung einer jungen Frau von sechsundzwanzig Jahren erwarten, die bisher das Gegen-theil politischen Ehrgeizes gezeigt hatte und deren Thatskraft durch ihre jähe Herzensvereinamung obendrein gelähmt sein mußte?

Von dem Augenblick an jedoch, wo die Königin ihre Pflichten als Regentin übernahm, beobachtete man eine merkwürdige Veränderung in ihrem Wesen. Aus der muthwilligen, ausgelassenen, gepuzten, kleinen Frau, die keinen anderen Wunsch zu hegen schien, als ihrem Manne und ihrer Umgebung zu gefallen, war unter dem Wittwenschleier eine ernste, entschlossene Monarchin geworden. Auf der Tagesordnung des ersten Ministerrathes, dem die Königin präsidirte, stand ein Thema von besonderer Wichtigkeit, die Heeresreform, die Alfons XII. trotz aller darauf verwendeten Energie nicht durchzuführen vermocht hatte. Alle Minister nahmen der Reihe nach das Wort, die Diskussion dauerte mehrere Stunden. Da sprach zum Schluß die Königin, die bisher schweigend zugehört hatte, mit leiser Stimme: „Die Entscheidung steht bei Ihnen, denn Sie allein sind vor den Kammern und dem Lande dafür verantwortlich. Vielleicht aber ist es gut, wenn ich vorher das Für und Wider, so weit es soeben hier geltend gemacht worden ist, zusammenfasse. Ich will versuchen, es zu thun. Ich werde dabei zugleich Gelegenheit haben, zu sehen, ob ich Sie verstanden habe. Wenn ich Fehler mache, so verbessern Sie mich, bitte.“

Und mit einer Gedächtnißschärfe und Verstandesklarheit, die die Minister in Erstaunen setzten, gab die junge Königin ein erschöpfendes Resümé der schwierigen Debatte, bekräftigte so viel natürliches Verständniß für die Interessen des Staates, daß beim Verlassen des Sitzungszimmers eine alte Erzstella zu einem Kollegen sagte: „Spanien hat von heute ab einen Staatsmann mehr.“

Die Richtigkeit dieses Ausspruches hat sich in den dreizehn Jahren der Regentschaft Marie Christines vollauf bestätigt. In einer wirrenreichen, von Parteihader vergifteten und durch ernste koloniale Schwierigkeiten getrübbten Zeit hat sie es verstanden, ihres schweren Amtes mit Klugheit und Würde zum Wohle ihres Volkes zu walten. Dabei hat sie niemals aufgehört, dem Könige, ihrem Sohne, eine hingebende Mutter zu sein. Um so aufrichtiger muß man hoffen, daß es ihr vergönt sein möge, durch die drohenden Klippen der Gegenwart den Ausweg zur Sicherung des Thrones zu finden, den ihr Königthum und ihre Mutterliebe gleichmäßig wünschen müssen.

Allerlei.

In der Postwerthzeichenabtheilung des Reichspostmuseums zu Berlin haben zwei große Wandtafeln mit graphischen Darstellungen Aufnahme gefunden, die in übersichtlicher Weise Aufschluß über den Verbrauch von Postwerthzeichen im deutschen Reichspostgebiet geben. Die Jahre 1872 bis 1896 sind berücksichtigt worden. Die Tafeln belehren uns in erster Reihe darüber, daß der Verbrauch deutscher Postzeichen von 476 Millionen Stück im Jahre 1872 auf 2 Milliarden 950 Millionen Stück im Jahre 1896 gestiegen ist. Interessant ist es, so schreibt die „Post. Ztg.“, die Steigerung des Verbrauchs der verschiedenen Postwerthzeichensorten während der Jahre 1872 bis 1896 zu verfolgen. Der Verbrauch von 5 Pfg.-Marken stieg während dieser Zeit von 42 Millionen auf 352 Millionen, der Verbrauch von 10 Pfg.-Marken von 286 Millionen auf 740 Millionen, von 20 Pfg.-Marken von 54 Millionen auf 169 Millionen, von 30 Pfg.-Marken von 60 Millionen auf 325 Millionen und von 25 Pfg., 50 Pfg. und 2 Mk.-Marken von 8 Millionen auf 127 Millionen. Der Verbrauch an sonstigen Postwerthzeichen, wie Postkarten, Postanweisungen, Streifbogen u. s. w. ist von 26 Millionen auf 306 Millionen gestiegen. Die außerordentliche 16fache Steigerung im Verbrauch der sog. hochwerthigen Marken im Preise von 25 Pfg., 50 Pfg. und 2 Mk. erklärt sich durch die stetige Zunahme der Paketbeförderung durch die Post. Die 8fache Zunahme des Verbrauchs von 5 Pfg.-Marken ist zum großen Theil auf die in den letzten Jahren entstandene Liebhaberei für Ansichtspostkarten zurückzuführen, ferner auf die Einführung des Fränkpfenniglagens für Drucksachen. Am Geringsten ist verhältnismäßig die Zunahme in dem Verbrauch von 10 Pfg.-Marken gewesen. Er betrug nur etwa das 2fache, während der Verbrauch von 20 Pfg.-Marken um das 8fache und der der 3 Pfg.-Marken um das 8fache zugenommen hat. Bei der Zunahme des Verbrauchs sonstiger Postwerthzeichen ist zu berücksichtigen, daß der Verkauf von Briefumschlägen und Streifbändern seit dem Jahre 1891 eingestellt ist, und trotzdem ist eine Steigerung des Abzuges im Verkauf von nicht zu den Marken gehörigen Postwerthzeichen um das 12fache zu verzeichnen. Der Verbrauch von gewöhnlichen Postkarten ist von 118 Millionen auf 272 Millionen Stück, also um das 2fache gestiegen. Weit größer ist die Zunahme im Verbrauch von internationalen Postkarten. Diese Postkarten wurden im Jahre 1880 eingeführt. In diesem Jahre wurden von ihnen 880 000 Stück abgesetzt, im Jahre 1896 war ihr Verbrauch auf 5 Millionen gestiegen.

Die „Bernburger Morgenzeitung“ scheint die Spalte „Musikkritik“ als Scherzede zu benutzen, wie aus der in ihrer Nr. 71 enthaltenen Besprechung eines vom Leipziger Winderstein-Orchester gegebenen Konzerts hervorgeht. Da heißt es u. A.: „Die Klangbaten des Winderstein-Orchesters zu hören, hatten wir selten Gelegenheit. Und was bethätigte es so glänzend? Für Schreiber dieser Zeilen und für die, welche Beethoven als der Stolz der Nation betrachten, ad 1 dessen F-dur-Sinfonie Nr. 8. Mit der, zum dritten Male gesagt, glänzenden Vorführung dieser Sinfonie kam die in den vier Sätzen derselben reich durchwobene thematische Arbeit zur kräftigeren Klarheit, wobei das angemessene Tempo diese Klarheit begünstigte.“ Ferner heißt es: — der Dirigent zieht mit und inklulirt so auf sein Orchester,“ und schließlich steigt folgende blendende Migratete: „Die Solisten, Herr Konzertmeister L. . ., funkelten durch stupendes Flageolet auf der Violine und auf enger national zurückführendes Bravourspiel in Wieniawskys Erinnerung an Moskau.“

Mac Kinleys bürgerlicher Mittagstisch. Der spanisch-amerikanische Krieg wird von der englischen und französischen Presse feuilletonistisch gehörig ausgeschlachtet; man benutz ihn besonders gern als Folie für allerlei intime Mittheilungen aus dem Privatleben der spanischen Königsfamilie und des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Ein englisches Blatt ist glücklich dabei angelangt, uns einen tiefen Blick in den Haushalt des Präsidenten Mac Kinley I

womit natürlich nicht der Staatshaushalt gemeint ist — thun zu lassen. Der Präsident erhält ein Jahresgehalt von nur 50000 Dollars. Dabei ruhen alle Ausgaben des „Weissen Hauses“ auf seinen Schultern. Das „Weisse Haus“ ist ein einfaches Wohnhaus mit zwei Stockwerken, das inmitten einer sehr hübschen Parkanlage liegt. Einfach wie die äußere Gestalt der Präsidentenwohnung ist auch das Leben, das man im Innern des schmucklosen Gebäudes führt. Mac Kinley ist ein Freund eines sehr geregelten Haushalts, und von großem Aufwand ist im „Weissen Hause“ selbst bei festlichen Gelegenheiten wenig zu sehen. Der Präsident liebt den berühmten bürgerlichen Mittagstisch und die sogenannte „Hausmannskost“. Um neun Uhr Morgens wird ein Dejeuner eingenommen, das aus drei oder vier Gängen besteht, wie man sie in jedem besseren amerikanischen Hotel servirt. Um 1 Uhr giebt's ein zweites Frühstück, „Lunch“ genannt; es ist jedoch auch mit diesem Imbiß nicht viel Staat zu machen. Um 6½ Uhr beginnt das Diner, das höchstens eine halbe Stunde dauert. Bei der Aufstellung des Speisetisches hat der Küchenchef freie Hand. Sonntag wird beim Lunch nur kaltes Fleisch servirt, damit der Koch seinen freien Nachmittag genießen. Das ist übrigens bei allen vornehmen Familien in England und in den Vereinigten Staaten der Brauch. Bei allen Mahlzeiten, mögen nun Gäste da sein oder nicht, wird der Präsident zuerst bedient.

Die größten Seeschlachten in den letzten hundert Jahren. Anlässlich der Seeschlacht bei Manila dürfte eine Uebersicht der größten Seeschlachten in den letzten hundert Jahren von allgemeinem Interesse sein. In der Seeschlacht bei Aulvik am 1./2. August 1798, die von Engländern und Franzosen ausgefochten wurde, standen 16 englische Schiffe unter Nelson gegen 17 französische im Gefecht. Der französische Admiral Bruens fiel, neun Schiffe wurden genommen, vier sanken, die Hälfte der Besatzung war todt und verwundet, die Engländer verloren 900 Mann, die Schlacht dauerte fast 17 Stunden. Weit imposanter war der englische Sieg bei Trafalgar am 21. Oktober 1805, den freilich Admiral Nelson mit dem Leben bezahlte, während die verbündete französisch-spanische Flotte von ihren 33 Schiffen die enorme Zahl von 23 einbüßte und 7000 Mann verlor. Der englische Verlust betrug 2500 Mann, alle 27 Schiffe blieben intakt. Innerhalb vier Stunden war dieser grandiose Sieg erkochten. Die Seeschlacht bei Navarin am 29. Oktober 1827 war eine Art Sedan für die türkisch-ägyptische Flotte, deren 82 Schiffe von der 26 Fahrzeuge starken verbündeten englisch-französisch-russischen Flotte bis auf ein Drittel zusammengeschossen oder in die Luft gesprengt wurden. Ueber 6000 Türken blieben todt.

Zu einer spektakulären Szene kam es bei der Taufe des Vereinigten Staaten-Schlachtschiffes „Kentucky“, welches vor einigen Tagen in Newport News bei Norfolk vom Stapel gelassen wurde. Fräulein Bradley, die Tochter des Gouverneurs von Kentucky, vollzog den Taufakt. Die Temperenzler hatten es bei dieser Gelegenheit richtig durchzusehen verstanden, daß das Schiff statt mit der üblichen flüssigen Schaumwein mit Wasser getauft wurde und, um nicht ganz gewöhnliches Wasser zu nehmen, hatte man eine Flasche Wasser von dem Brunnen der Farm, auf der Lincoln geboren war, kommen lassen. Die Kentuckyer, von welchen eine starke Delegation bei der Taufe vertreten war, und die mit Recht auf das Nationalgetränk ihres Staates, den Whiskey, stolz sind, fanden diesen Taufakt indessen nicht nach ihrem Geschmack und erschienen Mann für Mann, mit einer flüssigen Whiskey bewaffnet, auf der Plattform des Deckes. Raum hatte Fräulein Bradley die Taufformel ausgesprochen, und ehe die Wasserflasche am Bug des Schiffes zerbrach war, trat eine Dame neben sie, welche unter allgemeinem Gaudium eine große flüssige Whiskey an der Schiffswand verschüttete. Das war das Signal zu einem Bombardement mit Whiskeyflaschen, und unter dem aromatischen Duft des „besten Schnapses der Welt“ glitt der Kolos ins Wasser.

Ein schwimmendes Hospital in London. Eine eigenartige Einrichtung besitzt London in Gestalt eines schwimmenden Hospitals, das als Bodenhospital dient. Die Bothen haben in London, wo seit dem Jahre 1838 50 171 Menschen an den Blattern gestorben sind, auch jetzt noch eine größere Bedeutung, als bei uns, obwohl sie auch dort seit 1886 sehr zurückgegangen sind. Der Pflege der Bodenkranke dienen seit dem Jahre 1870 drei Schiffe auf der Themse, von denen je eins für Frauen und Männer bestimmt ist und eines die Verwaltungsräume enthält. Die drei Schiffe für Kranke sind durch Gänge miteinander verbunden, und die Kranken befinden sich in mehreren Geschossen im Innern der Schiffe und in Häusern, die auf dem Deck errichtet sind. Zwei der Schiffe sind alte Kriegsschiffe. Den ärztlichen Dienst auf dem schwimmenden Hospital versehen ein Leibarzt, ein Hilfsarzt und 20 Schwestern, zur Zeit einer Epidemie noch 4 bis 5 Hilfsärzte und 250 bis 260 Schwestern. Die Angestellten des Bodenhospitals werden alle 3 bis 5 Jahre geimpft, so daß seit Jahren kein Bodenfalle unter ihnen vorgekommen ist. Den Transport zu dem schwimmenden Hospital besorgen sechs nur diesem Zweck dienende mit Betten versehene Transportdampfer. Sie holen die Bodenkranke an drei verschiedenen Stellen der Stadt am Ufer der Themse ab, und zwei von diesen Stellen sind mit mehreren Betten als Beobachtungsstation für zweifelhafte Fälle ausgestattet. Bis zur Sicherstellung der Diagnose bleiben die Kranken auf diesen Stationen und werden dann entweder in das schwimmende Bodenhospital befördert, oder nach Hause entlassen.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Von der neuesten vierten Auflage 1898 von „**Andreas großem Sandatlas**“ (erscheinend in 56 Lieferungen à 50 Bfg. oder in 14 Abtheilungen à 2 Mk.) liegt uns die erste Abtheilung (im Umfange von 4 Lieferungen) vor. Wir haben schon in diesen ersten 4 Lieferungen eine Sammlung prächtiger Karten, die den besten Ueberblick über die neue Richtung geben, die für den geschäftigen Atlas jetzt maßgebend ist, in einer Zeit, die im Zeichen des Weltverkehrs, des Welt Handels, der Weltpolitik steht. Eine außerordentlich lehrreiche Karte über die Vegetationsverhältnisse der Erde zeigt unter Anderem auch die Meeresströmungen und die Verbreitung der wichtigsten Kulturpflanzen wie Kaffee, Thee, Tabak, Wein, Budertrübe und Zuckerrohr, Kartoffel und so fort. Es ist dies eine schöne Darstellung, wie sie bisher kein deutscher Atlas aufzuweisen hatte. Der Heimath sind zwei große Blätter gewidmet: Schleswig-Holstein mit Mecklenburg und Nieder- und Oberösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Es bedarf keines Hinweises, daß überall auf den neuesten Stand der Verkehrslinien besondere Rücksicht genommen ist, und man wird nicht nur Eisenbahnen finden, sondern auch jedes unterseeische Telegraphenlabel. Von andern europäischen Ländern ist eine Uebersichtskarte von Schweden und Norwegen erschienen, die eine sehr anschauliche Kartenbild giebt, und eine große Karte von Griechenland, die sowohl den Politiker als auch den Geschichtsforscher und Archäologen befriedigen wird. Wie rasch die ausführende geographische Anstalt den Thatfachen folgt, ist daraus zu ersehen, daß schon die neue griechisch-türkische Grenze in der Karte vorhanden ist. Nebenkartierungen zeigen die Umgehung von Athen sowie den Kanal von Korinth. Aus den außereuropäischen Erdtheilen sind drei Landgebiete gegeben worden, wovon das Blatt Ostasien so recht zur Zeit kam, da es das deutsche Vachtgebiet von Kiautschou oder Kiaotshau zeigt, ebenso die im Betrieb oder im Bau und Projekt befindlichen Eisenbahnen Chinas und seine wichtigen Telegraphenlinien. Die Karte der Nordoststaaten der amerikanischen Union umfaßt noch vier von den großen Seen, reicht also im Westen bis Chicago. Ihr Maßstab ist der gleiche wie derjenige der meisten Uebersichtskarten der europäischen Staaten, so daß ein unmittelbarer Größenvergleich möglich ist. Eine Nebenabtheilung bringt das ganze Gebiet von Groß-New-York, der erst seit dem 1. Januar ds. Js. bestehenden Großstadtgemeinde. Den Schluß der vierten Lieferung bildet eine Karte der Nordhälfte von Südamerika, der sich später auch die Südhälfte anschließen soll. Alle neuesten Forschungen sind hier auf das Sorgfältigste benutzt worden. Die Goldfelder und die deutschen Ansiedlungen sind besonders hervorzuheben. Alle Karten sind farbenreich harmonische Darstellungen, die bei reichem Inhalte gewissenhafte Durcharbeitung zeigen, die sich sogar auf das Relief des Meeresbodens erstreckt, das in vielfach abgestuftem Blau eine ganze Reihe von Tiefenmessungen in Metern ausdrückt. Es ist eine Freude, die herrlichen Blätter beim Studium oder beim Zeitungslesen als allzeit hilfsbereite Berater zur Hand zu haben.

— **Justus Berthes' Deutscher Marine-Atlas.** Bearbeitet von Paul Langhans. Mit Begleitworten von Kapitän-Vizeamiral a. D. Bruno Weyer. Gotha, Justus Berthes. Preis 1 Mk. Der Streit um die Flottenvorlage wie die neuen Unternehmungen des Reiches in Ostasien haben die Aufmerksamkeit der weitesten Volkstheile auf die Einrichtungen und die Thätigkeit unserer Kriegsmarine gelenkt. Zur Beurtheilung der einschlägigen Fragen fehlte es bisher vollständig an einer kartographischen Grundlage, welche die Vielseitigkeit und die räumliche Ausdehnung der unserer Kriegsmarine obliegenden Arbeit unmittelbar veranschaulichte. Diese Lücke füllt der soeben neu erschienene „Deutsche Marine-Atlas“ in glücklicher Weise durch Vereinigung von Karte und Text aus. Zwei Karten veranschaulichen mit zahlreichen Nebenkarten die Seegrenzen des Reiches, die Vertheilung der Marineteile am Lande, die Grenzen der Reichskriegshäfen und der Küstenbezirke, die Küstenbefestigungen und die feindlichen Bombardements ausgesetzten Küstenplätze; zwei weitere Karten zeigen das Deutschland übersee, unsere Schutzgebiete, natürlich unter besonderer Berücksichtigung des neuesten: Kiautschou, während eine Weltkarte die Bezirke der deutschen Marinestationen, die Kohlenstationen und Reiten der deutschen Kriegsschiffe im letzten Jahre veranschaulicht. Von besonders interessanten Einzelheiten des Textes heben wir noch eine Zusammenstellung der gesamten politischen Thätigkeit unserer Marine seit ihrem Bestehen, die Schiffselite unserer Flotte am 1. April 1898 (nach Tonnengehalt, Schnelligkeit, Bewaffnung, Panzerung, Pferdekräften, Schraubenzahl, Verlegung, Stapellauf u. s. w. jedes einzelnen Schiffes!) und die Wiedergabe der endgültigen Fassung des neuen Flottengesetzes hervor. Diese kurze, bei Weitem nicht erschöpfende Inhaltsangabe dürfte genügen, um bei seinem erstaunlich billigen Preise (eine Mark) dem neuen Werkchen bei Freund und Gegner der auf Stärkung unserer Marine gerichteten Bestrebungen der Reichsregierung freudige Aufnahme zu sichern.